

# DIE FACKEL

Nr. 77

WIEN, MITTE MAI 1901

III. JAHR

Um nicht im Einerlei der kleinen Alltagsgemeinheiten zu versinken, rafft die Presse von Zeit zu Zeit ihre Kräfte zu einer Pöbelhaftigkeit zusammen, die das Staunen der Zeitgenossen erregen und den gläubigen Leser wieder einmal lehren soll, eine Macht anzuerkennen, die bloß zum Mißbrauch ihrer selbst erschaffen ward und sich bloß im eigenen Mißbrauch äußert. Ein solcher Fall von Pöbelhaftigkeit, von dem noch Generationen in österreichischen Landen sprechen werden, ist die wie auf ein Signal intonierte Beschimpfung einer Frau in Belgrad, der kein weiteres Verbrechen vorgeworfen werden kann, als daß sie ihren Herrn Ehegemahl enttäuscht hat. König Alexander von Serbien ist von der Indisposition seiner Gattin ein paar Tage unangenehm berührt, gewinnt aber bald wieder Mut und Vertrauen und beschließt, der Frau, mit der ihn ja doch auch Liebe und nicht bloß dynastischer Erhaltungstrieb vermählt hat, mit Liebe über die Verlegenheiten ihrer Selbsttäuschung hinwegzuhelfen. Frau Draga hat — die Gutachten verschiedener Frauenärzte haben es bestätigt — sich selbst getäuscht. Sich selbst. Aber absichtlich weder die politischen Redakteure der 'Neuen Freien Presse', noch den Leitartikler des 'Wiener Tagblatt', noch auch Herrn Alexander Scharf. Sie hat es nicht ahnen können, daß ihr Zustand einst diesen Herren viel größere Hoffnungen erwecken, ihnen viel schwerere Sorgen bereiten könnte als ihr selbst, ihrem Gatten, ihrem Volke. Alexander zählt dreiundzwanzig Jahre. Er hat sich darein gefunden, daß in einem Alter, in dem ein König fast noch selbst Thronfolger ist, die Herbeischaffung des Stammhalters nicht zu den dringendsten Staatsnotwendigkeiten gehört. Er umgibt Frau Draga wieder mit der ausgesuchtesten Zärtlichkeit. Nicht so die Schmöcke von Wien. Durch unaufhörliche, anfeuernde Zurufe wollen sie die Dame im Konak schließlich doch bewegen, ihre Versprechungen zu halten, die Hoffnung auf Sensationstelegramme, die sie nun einmal erweckte, zu erfüllen. Da werden die Möglichkeiten, die sich dem Gatten noch bieten, mit einer Ausführlichkeit und mit einem Aufwand von Nuancen besprochen, daß der erstaunte Leser den Börsenwöchner wirklich für einen Geburtshelfer zu halten beginnt, und wer bisher in dem Glauben lebte, daß Damen bloß auf der letzten Seite der 'Neuen Freien Presse' Rat und Hilfe finden können, findet jetzt auch im Leitartikel, unter dem Strich, im politischen Teile und unter den Depeschen praktische Anweisungen in Fülle. Bald wird die arme Frau, die sich gewiß keiner verbrecherischen Handlung, sondern höchstens einer Unterlassung schuldig gemacht hat, eine Hochstaplerin genannt, die durch die Fiktion einer bevorstehenden Niederkunft emporkommen wollte; bald wird ihr unter der gnädigen Bestätigung, daß sie »im guten Glauben gehandelt« habe, in Güte zugeredet. Kurz, es ist die frechste Erpressung, die je von Journalisten verübt ward, und statt des Achtundvierzigpfunders, der schußbereit auf dem Walle von Belgrad steht, um das freudige Ereignis der Welt zu künden, geht in Wien ein Revolver los. Dieselben Korrespondenten, die unmittelbar nach der Hochzeit Alexanders grinsend die Schwangerschaft der Königin, von der sie sich durch Augen-

schein bei der Trauring überzeugt haben wollten, vor aller Welt konstatierten, wollen die Frau heute vor aller Welt des Betrugés überführen und erzählen lachend, Frau Draga habe nie die Symptome einer Schwangerschaft gezeigt und auch die *grossesse imaginée*, die jetzt die Ärzte feststellen, sei eine eingeredete Geschichte. Dann fühlen wieder Zeitungen das Bedürfnis, selbst Kapazitäten zu Rate zu ziehen und den Zustand der Königin von Wien aus überprüfen zu lassen. Ohne Einspruch des akademischen Senates leistet Herr Professor Schauta ein Gutachten zu journalistischem Hausgebrauch, und der unvermeidliche Dozent Herzfeld, Spezialist in Balkangeburtén, kann seinem Schmerz über die unterbliebene Berufung nach Belgrad nur durch die Annahme einer Berufung in die 'Neue Freie Presse' Schweigen gebieten. Das 'Extrablatt' hat vollends die Besinnung verloren. Da es um jeden Preis eine bildliche Darstellung zu der Affäre bringen muß, die Belgrader Unterlassung aber vom Spezialzeichner kaum festgehalten werden kann, so reproduziert es unaufhörlich Bilder »aus glücklicheren Tagen«, da man in Belgrad noch keine Ahnung von den Ereignissen hatte, die sich später nicht vorbereiten sollten. Das meist gedruckte Wort der Woche ist das Wort »Hoffnung«; in tausend Varianten kehrt es wieder, witzig, bedauernd, vorwurfsvoll und zum Troste angewendet. Das Volk von Serbien aber wird, je nachdem die Order aus dem auswärtigen Amte lautet, bald als »händeringend«, »in Gärung begriffen«, bald als »apathisch«, achselzuckend oder vertrauensvoll geschildert. Am Sonntag treten die Plauderer auf den Plan, und Herr Hugo Wittmann faßt in einem auch sonst trostlosen Feuilleton die Enttäuschung Alexanders als das Werk der Nemesis auf, die an dem jungen König für die herzlose Vertreibung des väterlichen Hochstaplers nunmehr Vergeltung übe. Am Montag aber konstatiert Herr Scharf mit berechtigtem Stolze, daß er bereits fünf Tage vor der »gesamten Presse der zivilisierten Welt« die »sensationelle Nachricht aus Belgrad veröffentlicht« habe, und er macht seinen Wiener Kollegen den Vorwurf der Saumseligkeit einer so brennenden Frage gegenüber. Die Palme der Pöbelhaftigkeit hat jedoch entschieden die Redaktion des 'Wiener Tagblatt' davongetragen, die nicht nur die körperliche Untersuchung der Königin von Serbien mit aller Gewissenhaftigkeit durchführte, sondern auch die Behauptung wagte, der »Liebenswürdigkeit und den galanten Manieren des fürstlichen Amateurschauspielers S. sei es *leicht geworden*, in Belgrad, wo so schnell Frauenherzen Feuer fangen, sich *Gewißheit über die Tatsache* zu verschaffen, daß König Alexander das Opfer eines unerhörten Betrugés seiner Gattin geworden« sei. Welch ein gewaltiger Tintenstrom der Humanität hat sich über die »Affäre der Französin«, die eine ärztliche Untersuchung in einer Polizeiwachstube erdulden mußte, ergossen! Aber an der Serbin haben die resoluten Wiener Schmöcke keinen »Mißgriff« begangen, da sie ihr privatestes Leben vor den Augen der europäischen Öffentlichkeit aufstöberten ... Es ist doch ein königliches Gefühl der Sicherheit, daß ein königlicher Ehegatte es in der Regel verschmäht, zur Hundspeitsche zu greifen!

\* \* \*

**A**us London wird telegraphiert: »Der König ordnete an, daß sein Geburtstag künftighin am 24. Mai, dem Geburtstage der verstorbenen Königin Victoria, gefeiert werde. Der König hat mit dieser Verordnung die Feier seines Geburtstages um nahezu sechs Monate zurückverlegt, da sein Geburtstag der 9. November ist.« Man sieht, Serbien wirkt beispielgebend. Die Terminerstreckungen für Königsgeburten häufen sich. Aber da König Eduard schon geboren ist und sich überdies bereits als Freund des Türken—Hirsch bewährt

hat, so beschränkt sich die liberale Presse auf die trockene Meldung und macht weiter keinen Skandal.

\* \* \*

Die 'Frankfurter Zeitung' hat am 11. Mai eine Erklärung »in eigener Sache« abgegeben. Sie nennt die Behauptung, daß sie »die Zurücknahme der Postdebit—Entziehung durch irgendwelche Zugeständnisse an die österreichische Regierung in Bezug auf die Persönlichkeit ihrer Wiener Korrespondenten erkaufte habe, eine »gemeine Lüge und Verleumdung«. Als die Verbreiterinnen dieser Behauptung macht sie die 'Zeit' und die 'Fackel' namhaft. Das ist nun freilich nicht ganz richtig. In der 'Fackel' war die Geschichte des Friedensschlusses zwischen der 'Frankfurter Zeitung' und der österreichischen Regierung ausführlich, aber mit aller Reserve wiedergegeben, die dem Herausgeber gegenüber einer Nachricht, die aus der nächsten Umgebung des Herrn Dr. Kanner stammte, geboten erschien. In der 'Zeit' ward sie dann in Andeutungen, also mit aller Reserve erzählt <sup>1</sup>, die Herrn Kanners Abscheu davor, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, ihm stets gebietet. Niemand in Wien aber hat geglaubt, daß die 'Frankfurter Zeitung' der österreichischen Regierung »Zugeständnisse in Bezug auf die Persönlichkeit ihrer Wiener Korrespondenten« gemacht und sich verpflichtet habe, statt des Herrn Kanner Herrn Kornitzer zu engagieren. Die 'Frankfurter Zeitung' hat, wie man hier wohl weiß, bloß Zugeständnisse in Bezug auf ihre politische Haltung gegenüber dem Ministerium Koerber gemacht, und Herr Sonnemann hat sicherlich gar nicht daran gedacht, daß eine Änderung der politischen Richtung seines Blattes auch einen Wechsel im Personal zur Folge haben könnte. Aber auch Herrn Koerber wäre es, wenn er wirklich Herrn Kanner fürchtet, sicherlich lieber gewesen, ihn bekehren zu können, als ihn — der doch auch über ein Wiener Blatt verfügt — für immer abstoßen zu müssen. Sollte es indes unwahr sein, daß Herr Kanner aus Gesinnungstreue die 'Frankfurter Zeitung' freiwillig verließ, so brauchte sie ja lediglich den wahren Grund seiner Entlassung zu nennen.

\* \* \*

Der »Tarif« ist also glücklich beseitigt <sup>2</sup>, und die Welt, die schon ausschließlich um der Advokaten willen erschaffen schien, kann sich wieder den Spezialorganen anderer Berufskreise zuwenden. Schade, daß der Vorhang über das erquickliche Schauspiel so rasch gefallen ist: Die »vornehmen« Advokaten an der Seite der wohldisziplinierten Schar, Feistmantel und Elbogen einig in der Auflehnung gegen den »Dämon« im Justizministerium, im »flamenden Protest« gegen die verletzte Standeshoheit der Advokatie. Und das Publikum ist gerührt; wenn auch der Kampf um seine Tasche tobt, es freut sich an der »schönen Geste« und applaudiert den Advokaten. Aber die Kräfte waren zu ungleich verteilt. Die Advokaten hatten eines vor dem Sektionschef Klein voraus, was ihnen im vorhinein den Sieg sichern mußte: *seinen* Namen. Welch zündende Wirkung ließ sich nicht aus diesem Namen »Klein« heraus schlagen! Wenn mitten in so einem »flamenden Proteste« von *kleinlichen* Maßnahmen der Justizverwaltung die Rede war, oder wenn der Advokat das Polenclubs, Herr Dr. Byk, in einem sonst gewiß dummen Artikel in der 'Neuen Freien Presse' von der »Kleinarbeit im Justizministerium« und gleich darauf

1 s. Heft 60 # 02

2 s. Heft 75 # 01 »Die Advokaten—Bewegung«

von dem »Kleinkrieg«, der jetzt entbrannt sei, sprach, so mußte man vor solchen aus dem Arsenal echten Geistes geholten Waffen Respekt empfinden. Welche Fülle der tückischsten Anspielungen! Wahrlich, der feindliche Sektionschef kann noch von Glück sagen, daß er nicht zufällig Großmann heißt; sonst hätte der Vorwurf der »Großmannssucht der Bürokratie« seine Position mit einem Schlage entwurzelt. Es ist gar nicht auszudenken, wie viele Anklagen sich auf diesem Wege noch gegen den Mann, dessen bloßer Namen schon eine so breite Fläche für Angriffe bietet, schmieden ließen. Wie, wenn nun aber einer daherkäme und sagte, daß mit dem *Elbogen* stoßen eine so wenig feine Art des Angriffs ist wie mit einem *Morgenstern* dreinschlagen? Nun gut, die Herren haben über einen Entwurf, der in seiner Gänze gewiß nicht ernst gemeint war, einen billigen Sieg erfochten, und man gönnt ihn ihnen gern, im tröstenden Bewußtsein, daß der Schutz des Publikums vor seinen Ausbeutern eine viel zu ernste und wichtige Sache ist, als daß er sich auf die Dauer durch bloßes Geschrei vereiteln ließe. Es sind immerhin nicht die schlechtesten Absichten, die zu jenen Maßnahmen drängen, welche die Herren in der Engherzigkeit ihres Standesbewußtseins einer »Feindschaft gegen den Advokatenstand« zuschreiben. Knigges »Umgang mit Menschen« sei ihnen nicht nur mit Rücksicht auf den Ton ihres Kampfes empfohlen. Sie werden dort zwar keine speziellen Weisungen über den Umgang mit Sektionschefs, die wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges aufzuweisen haben, wohl aber ein Kapitel über den Umgang mit Advokaten finden. Und dort steht geschrieben: »Wenn du auch nicht das Unglück erlebst, daß deine Angelegenheit einem eigennützigem, parteiischen, faulen oder schwachköpfigen Richter in die Hände fällt, so ist es schon genug, daß dem oder deines Gegners Anwalt ein Mensch ohne Gefühl, ein gewinnsüchtiger Gauner, ein Pinsel oder ein Ränkeschmied ist, um bei einem Rechtsstreite, den jeder unbefangene gesunde Kopf in einer Stunde schlichten könnte, viele Jahre lang hingehalten zu werden, ganze Ballen voll Akten zusammengeschrieben zu sehen und dreimal so viel Unkosten zu bezahlen, als der Gegenstand des ganzen Streites wert ist.« Geschrieben im Jahre 1788.

\* \* \*

**A**uf dem Kuppelmarkt der liberalen Presse geht's jetzt hoch her; das Geschäft blüht und hat neuestens in fast allen Zweigen eine Vergrößerung erfahren. Auf der letzten Seite der 'Neuen Freien Presse' wird jetzt ein »jeune homme, libre—penseur, viveur exotiques« von einer noch inbrünstiger flehenden »viveuse exotique« abgelöst, dann sucht wieder ein »Herr mit apartem Geschmack« eine Gefährtin. Das Einfache, Gesunde wird fast gar nicht mehr begehrt. Neulich fand eine »Comtesse«, die unter »Sappho« inserierte, vielen Zulauf, und ein »junger Petronius« suchte nicht ohne Erfolg eine »moderne Eurice«. Aufsehen erregte auch ein »Angehender Markgraf von angenehmem Äußern«, und man vermißte nur noch das Angebot eines »jungen feschen Uditore«. Hors concours war aber am 5. Mai das 'Neue Wiener Tagblatt', das unter der Chiffre »Egalité« den folgenden Aufruf brachte:

**Römisch B.**

Bitte jenen großen bartl. Herrn, morgen  
wiederzukommen. Wer demittheilen, warum  
verg. Montag so rasch verschwand  
u. s. w.

Es ist nur erstaunlich, warum man in der Administration des 'Neuen Wiener Tagblatt' so »diskret« war, das bekannte »Römische Bad« in Römisch B. abzukürzen. Daß man in den Administrationen der liberalen Blätter an der Stilisierung der Kuppelannoncen sorgsam mitwirkt, erhellt auch aus dem folgenden Fall, der zu meiner Kenntnis gelangt ist. Jemand trägt eine Annonce in das Büro des 'Neuen Wiener Tagblatt', zahlt zwei Gulden, und da die Ankündigung in den zwei folgenden Morgenblättern nicht erscheint, erkundigt er sich nach ihrem Schicksal. Er bekommt sein Geld zurück, fragt nach der Ursache der Zurückweisung und erhält von dem Beamten mit den Worten: »Sie werden gleich sehen!« seinen Zettel wieder, auf dem sich jetzt mehrere Bleistiftstriche und eine Randbemerkung vorfinden. Gestrichen sind die Worte: »in der dritten Loge von rechts« und »in Begleitung eines Herrn mit blondem Schnurrbart«. Die Randbemerkung des Zensors lautet: »*Andere Erkennungszeichen!*« — — — Man kann also keineswegs behaupten, daß die Kuppelinserte den vielbeschäftigten Administrationen »durchrutschen«. Die liebevolle Sorgfalt der Redigierung beweist, daß die Absicht, ein Kuppelgeschäft zu machen, besteht. Der Administrator hat nichts dagegen, daß zwei liebende Herzen einander finden; nur verlangt er manchmal, da er die Unsicherheit der Rendezvous aus alter Erfahrung kennt, — andere Erkennungszeichen ...

\* \* \*

**D**er Schmockgeist, der die Kultur unserer Tage durchdringt, ist Situationen der Trauer und des Schauers nicht gewachsen. Vor Gräbern ist er witzig, und wo aus Abgründen Entsetzen atmet, vermag er nur die grinsende Miene seichter Überlegenheit aufzusetzen. Eine Stunde vor Verkündigung eines Todesurteils hat der Verteidiger Morgenstern das Wort von der »Firma Schenker & Comp.« gefunden, und die 'Neue Freie Presse' nannte seine Rede eine »Kauserie«. Jetzt ist der Torschläger Wanyek justifiziert worden, und am Abend vor der Hinrichtung wurden in der Redaktion der 'Neuen Freien Presse' die Worte niedergeschrieben: 'Es heißt, daß Lang (der Scharfrichter) morgen im Zylinder, in Lackstiefeln und mit Glacéhandschuhen zur Hinrichtung erscheinen will. *Er würde dann wie zu einem Balle kommen, um im Tanze mit dem Delinquenten diesen in eine andere Welt zu befördern.*«



**R**ichard Muther hat in einem kürzlich veröffentlichten Bande »Studien und Kritiken« auch die Artikel gesammelt, die er im Jahre 1900 über die Ausstellungen der Sezession schrieb. So fordert jetzt der Kritiker als Autor die Gegenkritik heraus. Aber wenn sie ihm bestätigt hat, daß er der Zunft der Wiener Kunstkritiker — das heißt: den Herren aus Berlin, Heves, Linz und Miskolcz, die in Wien über bildende Kunst urteilen — auch diesmal wieder an Kunsterfahrung und Kunstempfindung und als nervöser Stilist sich weit überlegen zeigt, braucht sie nichts Weiteres zu tun. Denn die eigentliche Antikritik hat Muther selbst kurz vor dem Erscheinen seines Buches in dem Artikel »Kunst und Größenwahn« in der Nummer 340 der 'Zeit' geübt. Man braucht

jetzt bloß Muther mit Muthern zu konfrontieren; und wenn man dabei Widersprüche zu bemerken glaubt, muß man sich der Worte erinnern, mit denen Muther vorweg alle Angriffe abwehrt: »Für mich bedeutet dieser Artikel weder eine Schwenkung, noch einen Widerspruch zu dem, was ich früher sagte. Denn ich bin der Ansicht, daß man alle Dinge von zwei Seiten betrachten kann.«

»Ich wollte der Sezession nur sagen, daß ich in ihren Räumen ein paar genußreiche Stunden verlebte.« »Es war mir langweilig, durch die Räume der Sezession zu gehen, noch langweiliger, diese Bemerkungen niederzuschreiben.« Die beiden Sätze bedeuten Muthers erstes und sein letztes Wort über die Sezession. Da er Olbrichs Kunsttempelchen zum ersten male betrat, war er davon überzeugt, »daß auch für Wien nach langer winterlicher Starre ein duftiger Kunstfrühling kam«. Heute aber erkennt er: »Vorläufig ist nicht der Duft eines heiligen Kunstfrühlings«, nur das Parfüm von Räucherkerzen zu spüren.« Und er fragt: »Was hat die Sezession in den vier Jahren ihres Bestehens geleistet? Sie hat fremde Kunst ins Land gebracht. Das war verdienstlich, weil man vorher in Wien nichts sah. Aber Hofrat Paulus, Keller und Reiner oder die Cassierer hätten es ebensogut machen können.« Das war vor längerer Zeit auch schon in der 'Fackel' zu lesen, und hier wurde auch bedauert, daß die Sezession ihre eigentliche Aufgabe, die österreichischen Talente zu fördern, dem Kunsthändler Miethke überläßt, der freilich, um zu zeigen, daß er sich nicht überschätzt und nicht lieber als Kunstförderer denn als Geschäftsmann gelten will, nach der Uprka—Ausstellung auch eine Pausinger—Ausstellung veranstaltet. Damals schrieb Muther: »Man hört immer wieder, das (die Sezessionisten) seien keine schaffenden Künstler. Es bedürfe keiner Künstlervereinigung, um Ausstellungen in Szene zu setzen, die der geschmackvolle Leiter jedes Kunstsalons gleich gut machen könne.« Aber wenn auch kein Geringerer als Liebermann, wie Muther bezeugt, sich »ziemlich skeptisch« über die Wiener Sezession äußerte, Muther schienen alle Vorwürfe unverdient. Anfangs beherrschte wohl die ausländische Produktion die Sezessions—Ausstellungen. Aber »genug«, so erklärte Muther, »daß die österreichischen Arbeiten fein dem Rahmen sich einfügen. Und das will viel bedeuten. Denn da ringsum nur Elitebilder hingen, Werke von Meistern, deren Bedeutung über jeden Zweifel erheben ist, muß derjenige, der in solcher Umgebung auftritt, auch selbst auf einem hohen Niveau sein. Sonst würde er sehr unangenehm herausfallen.« Bald aber war an der Sezession mehr als bloß das hohe Niveau zu rühmen. Die heimischen Maler traten stärker hervor und, so meinte Muther, sie bestehen nicht nur würdig neben den führenden Meistern des Auslands, sondern der Clou der Ausstellung rührt von einem Wiener her«. Jetzt durfte man daran denken, sich allmählich ganz und gar vom Ausland unabhängig zu machen: »Uns von den Ausländern den Kopf verwirren zu lassen, haben wir nicht mehr nötig; denn gut malen ist etwas so Selbstverständliches geworden, wie die orthographische Schrift.« »Wien, bisher abseits stehend, unfähig, auf internationalen Ausstellungen würdig aufzutreten, ist ein Faktor im europäischen Kunstleben geworden.« Nur einen Zweck konnte die Heranziehung ausländischer Künstler zu den Ausstellungen der Sezession noch haben: man hatte »absichtlich die Wiener Bilder nicht zusammengehängt, sondern den anderen eingeordnet«, und diese Nebeneinanderstellung tat dar, »daß kein Qualitätsunterschied mehr zwischen der großen ausländischen und der heimischen Kunst besteht«. Wenn das noch vielfach in Wien geleugnet wurde, so ward nur der Beweis erbracht, »wie östlich rückständig in manchen Wiener Kreisen noch das Kunsturteil ist«. Heute betrachtet Muther das Wirken der Sezession von der anderen Seite. Rück-

ständig sind jetzt die Sezessionisten selbst, die vergessen haben, »daß ein kleiner östlicher Erdwinkel nicht die Welt bedeutet«. Früher habe er sie über Gebühr gelobt: »Ich vergaß ganz das Ausland, vermied alle Vergleiche«, so behauptet Muther, der offenbar die hier zitierten Stellen längst vergessen hat. Jetzt ergibt der Vergleich, daß die Sezessionisten »die neue Kunst schülerhaft imitieren«, daß »durch ihre charakterlose Eklektik, durch ihr billiges Kokettieren mit dem Ausland die Entwicklung der österreichischen Kunst unterbrochen, gesunde Keime »leichtsinnig erstickt« wurden. Man erkennt, »wie wenig ernster Geist doch in diesen Leuten steckt und wie sie das Wesen der Moderne verkennen«. Und ist's denn überhaupt eine junge Kunst, die hier vor uns aufblüht? Zur Zeit, da Muther noch am Duft eines »heiligen Kunstfrühlings« sich berauschte, ward in der 'Fackel' von den Johannistrieben einiger älterer Herren gesprochen, in denen, wie schon ihre Bilderbenennungen zeigten, noch der alte Anekdoten— und Anekdotengeist stecke. Jetzt findet auch der für junge Kunst begeisterte Muther: »Die Mitglieder der Vereinigung sind so alt, so alt!« Ihre »senile Selbstberäucherung« kann nicht über den unmodernen Geist hinwegtäuschen, der sich in ihren »koketten Bilderbezeichnungen« äußert. »Wohin man blickt in der Sezession, überall begegnet man seit einiger Zeit dieser unfeinen Neigung zum Genrehaften und zu banalen literarischen Pointen. Wenn es so weitergeht, ist der Tag nicht mehr fern, wo man Blaas und Beischlag um Rat fragt, ob eine Schöne Ninetta oder Clärchen zu nennen sei«. Und dabei wagen sich diese kleinen Menschen immer wieder an Aufgaben, die eines Böcklin Kräfte erfordern. »Will jeder kleine Reporter den Dichter spielen?«

Man kann nicht nur die Sezession als Ganzes, sondern auch jedes einzelne ihrer Mitglieder »von zwei Seiten betrachten«; und wenn man geschrieben hat, »daß die großen Franzosen — Besnard besonders, der in seinen Rathausbildern Ähnliches anstrebte — Klimt mit der Empfindung begrüßen werden: das ist 'auch Einer'«, so kann man ein andermal wohl zugeben, daß Klimt ohne Besnard »nicht zu denken« wäre und daß er zwar noch kein Großer ist, aber wahrscheinlich »später, wann er noch Tüchtiges leistet, seinen kleinen Platz unter den repräsentierenden Männern vom Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts erhalten wird«. Denn zu den repräsentierenden Männern rechnet Muther Herrn Klimt doch auch heute noch. Schwerer ist es schon zu vereinbaren, daß Muther im vorigen Jahre über Herrn Moll schrieb: »Auch er war ein Suchender ... stets schien hinter ihm ein anderer — bald Schindler, bald Kuehl — zu stehen ... Jetzt ist auch er aus dem Schüler ein reifer Meister geworden«, während wir jetzt über Herrn Moll erfahren: »Nachdem er Schindler und Kuehl absolviert, erledigt er das Pensum des Neo—Impressionismus.. Engelhart, von der einen Seite betrachtet, steht »wie ein Antäus auf der heimischen Scholle«. »Seine Werke sind bodenwüchsig und sie sind künstlerisch zugleich ... Werke wie diese sind historische Dokumente, weil sie Heimisches mit allen Mitteln einer vollendeten Kunst reflektieren.« Von der anderen Seite aber sieht man, daß es Engelhart'sche Bilder gibt, die sich nur »durch gewisse zeichnerische Schwächen von einer übermalten Photographie unterscheiden«. Sehr verschieden kann auch Herr Bernatzik beurteilt werden. Man kann seine Werke »subtil« nennen und von einem »freien poetischen Lyrismus« sprechen. Heute aber findet Muther, daß Herr Bernatzik »einem hohlen Talmi—Lyrismus huldigt«, daß er »wie ein plumper Bär nach der Pfeife Billottes und Cazins tanzt« und daß der »ehrliche Dreck« eines Temple immer noch besser sei als Bernatziks »parfümierte Lüge«. Und so ließe sich die ganze Reihe der Sezessionisten durchgehen. Nur über Einen hat Muther, wie er offen zugibt, sein Urteil geändert. Ihn betrachte er nicht von der an-

dem Seite, sondern er habe ihn früher überhaupt nicht recht betrachtet. Über Julius von Kollmann hatte er im Frühjahr. 1900 geschrieben: »Man hat das Gefühl, einem jungen Künstler gegenüberzustehen, der nicht äußerlich imitiert, nur im Verkehre mit den Großen des Auslands sich ein sensibles Farbenempfinden, einen raffiniert feinen Geschmack erwarb. Namentlich in dem weiblichen Akt, den er Evokation, nennt, ist alles Wohllaut: ein fast hyperästhetisches Gefühl für die Grazie der Bewegung und die Musik der Linie.« Nun aber hören wir über Kollmanns Bilder: »Es spricht ein Dilettant, der mit Genialität kokettiert, aber, um Künstler zu werden, erst die Zeichenklasse einer Akademie besuchen müßte.« Herr Muther gibt zu: »Die 'Evokation' besonders, die er im vergangenen Jahre brachte, machte auf den, *der nicht genauer hinsah*, den Eindruck eines geschmackvollen Bildes.« Aber der Mann, der für die Musik der Linie ein fast hyperästhetisches Gefühl hat, ist leider von einer »zeichnerischen Impotenz ohne gleichen«.

Es bedarf wohl keiner weiteren Kritik des Mutherschen Buches. Diese allerdings, die Muther selbst geschrieben, scheint in manchen Punkten allzu scharf, allzu einseitig. Wenn Muther es angebracht fand, »das Glas einmal umzudrehen«, wie er in dem Artikel über »Kunst und Größenwahn« erklärt, so kann man der Vermutung nicht wehren, daß ihm bisweilen das Urteil fehlt, durch das andere die Gegenstände, ob sie sie ihrem Auge mit dem Glase näherrücken und vergrößern oder mit umgekehrtem Glase entfernen und verkleinern, schließlich auf ihr richtiges Maß zurückzuführen wissen.

\* \* \*

**H**err Bahr schrieb kürzlich eine Abhandlung über den »guten Ton«. Darin fand sich nun der folgende Satz, den einer meiner Leser als einen Hieb auf die 'Fackel' auffaßte: »Und es ist auch wieder das Publikum schuld, das Hohn für Witz, Lärm für Kraft, Grobheit für Entschiedenheit hält.« Ich zweifelte, ward aber durch eine andere Stelle zu der Annahme bekehrt, daß Herr Bahr in der Tat eine Abrechnung mit mir vorhatte. Er zitiert nämlich zum Schlusse seines Feuilletons das Hebbel'sche Wort: »Wer Kot nach den Sternen wirft, dem fällt er selbst ins Gesicht.« Nicht der Kot, aber die Sterne schienen mir dafür zu sprechen, daß Herr Bahr in eigener Sache zu seinen Lesern sprach.

\* \* \*

## Amerikanische Reklame

Recht widerwärtig ist das Reklametreiben, das die Wiener Preßleute um die in Amerika gastierende Frau *Odilon* neulich aufführten. Die würdeloseste Rolle spielt hierbei, wie gewöhnlich, das 'Neue Wiener Journal', zur Zeit wohl das tiefststehende Klatschblatt des Kontinents. Seit es Herrn Buchbinder, der immerdar die kulturelle Mission der Presse erfaßt hat, einmal vergönnt war, das Badezimmer der Dame zu beschreiben, ist er der gefügigste Reklamedierer der *Odilon* geworden. Und so hat sie auch an ihn und an keinen andern jenes Schreiben adressiert, das sie unter dem unmittelbaren, berausenden Eindruck ihrer New—Yorker Erfolge verfaßte. »Daß ich nicht ausgezogen bin, um Amerika zu entdecken, dürfte männiglich bekannt sein; daß *ich mir Amerika* aber *erobert* habe, werden Sie wohl schon gelesen haben. Erster Abend: 'Der Star'. Großer Erfolg«. So wörtlich im 'Neuen Wiener Journal' vom 15. Mai zu lesen. Nun, wie's mit der Eroberung Amerikas durch Frau *Odilon* aussieht,



darüber belehrten uns Urteile der amerikanischen Presse, die nicht einmal Herr Buchbinder gelesen haben dürfte und deren Inhalt man nicht ohne weiteres als bekannt voraussetzen darf. Mit dem Erfolge der Frau Odilon im »Star« hat es allerdings seine Richtigkeit. Einer der angesehensten Kritiker, Lawrence Reamer, schrieb in 'Harper's Weekly': »Madam Odilon was nearly perfect in this *trivial* play.« Als sie aber nach dem »trivialen Stück« von Bahr auch Rollen spielte, die man in Amerika von großen Schauspielerinnen gesehen hat, fühlte sich dieses ganz und gar nicht »erobert«, und die Kritik, der man weisgemacht hatte, Frau Odilon gelte in Wien als eine nicht bloß routinierte und durch Toilettenkünste wirkende Schauspielerin, äußerte sich übereinstimmend dahin, daß ihr jene schauspielerische Kraft, die auch auf ein fremdes Publikum beim ersten Eindruck wirkt, durchaus fehle. Dabei beruheten die New—Yorker Kritiken (die hier nur zitiert werden, weil sich Frau Odilon selbst auf sie beruft) auf der irrigen Meinung von der Bedeutung der Dame für Wien. Frau Odilon weiß aber, wie viel sie willig dienernden Journalisten zumuten kann. Sie erzählt auch von den New—Yorker Palästen und setzt hier die fachmännisch klingende Bemerkung hinzu: »Nach unseren Anschauungen keineswegs schön, nur unglaublich teuer.« Und: »Es ist geradezu unanständig, wie viel Geld die Leute hier haben!« Herrn Buchbinder verblüfft sie durch Aufzählung einiger Beispiele: »Haben Sie Worte?« und »Auch nicht schlecht, was?« In diesem angenehmen Ton geht's weiter. Aber Herr Buchbinder und seine Wiener Kollegen kommen dabei übel weg. Man bedient sich ihrer und schmeißt sie hinaus. Frau Odilon weiß, daß sie ihrer Leute sicher ist, und kann es riskieren, sie schlecht zu behandeln. Sie beklagt sich sogar über Lässigkeit im Dienste. »Man weiß ja«, schreibt sie, »daß einem die Journalisten hier gleich bis zum Dampfer entgegenfahren — *nicht wie gewisse Europäer ...* « Und » ... weil Sie so viel Neugierde an den Tag legten, mich über meine New—Yorker Eindrücke erzählen zu hören, und weil ich ja ganz bestimmt weiß, daß Sie mir doch nicht bis zum Dampfer, der mich wieder nach Europa bringt, entgegenfahren werden, will ich Ihnen zeigen, daß ich nicht so bin.« Über den Gedanken, daß es irgendwo eine Journalistik gibt, die bis zum Dampfer entgegenfährt und die bereit ist, die letzten Äußerungen der Seeskrankheit einer gefeierten Modedame über sich ergehen zu lassen, kommt Frau Odilon nicht hinweg. In Amerika kommen die Leute in die Kajüte, in Wien höchstens bis ins Badezimmer; in Amerika wird man interviewt, Herrn Buchbinder muß man Briefe schreiben. Und den Ärger über die »gewissen Europäer« überträgt Frau Odilon sofort auf die Journalistik beider Hemisphären. Bissig schreibt sie: »Wenn man in New—York ankommt, glaubt man etwas ganz besonders Schönes vor sich zu haben. Ich meine aber damit nicht Ihre amerikanischen Kollegen, sondern den Hafen.« Und Herr Buchbinder muß das alles abdrucken! Aber er hat wenigstens noch den dankbaren Part übernommen, die Vorspiegelung *künstlerischer* Erfolge in Amerika durchzuführen und von einem »enormen Succès« — Frau Odilon bemerkt an einer Stelle, daß sie sich angesichts der hohen New—Yorker Häuser die übertreibenden Ausrufe wie »Enorm!« »Kolossal!« und »Riesig!« angewöhnt habe — den Lesern des 'Neuen Wiener Journal' zu erzählen. Herr Bahr im 'Neuen Wiener Tagblatt' bleibt nichts übrig, als die Eroberung Amerikas durch Toiletten zu feiern. Man muß aber zugeben, daß er sich — dank seinen bei den Milieustudien im Salon Drecoll neustens erworbenen Erfahrungen — dieser Aufgabe mit Anstand und Takt entledigt. Er reproduziert das Interview eines amerikanischen Reporters, dem Frau Odilon die folgenden Geständnisse gemacht hat: »Ein anderes meiner schönsten Kleider ist eine feste Masse aus Goldpailleten, was sehr schwer zu tragen, aber wunderschön ist. Es ist wie

eine glitzernde Schlange und schmiegt sich meiner Figur so an, als ob ich ein Trikot trüge. Dann *trage ich nie Unterröcke*, nur im Winter der Kälte wegen. Die Kleider sitzen so viel besser ohne einen Unterrock; mit einem solchen erhält man niemals jene schlängelnden Kurven und das Sichanschmiegen um die Füße. *Auch trage ich niemals ein Korsett*. In Rollen mit starken Gefühlsmomenten könnte ich nichts Festes oder Steifes um die Taille vertragen ... « Also wörtlich am 21. Mai im 'Neuen Wiener Tagblatt' zu lesen, das seiner Aufgabe, das Volk zu unterrichten und zu erziehen, damit wieder um einen Schritt näher gekommen ist. — — — — —

Frau Odilon versichert, daß sie im nächsten Jahr wieder nach Amerika gehen wird. »Braucht's einen besseren Beleg für meinen Erfolg?« Oh, doch. Im vorigen Jahre haben wir ja auch von einem großen Erfolg des Deutschen Volkstheaters in Berlin gehört, und damals wurde die Wiederholung des »Wechselgastspiels« in bestimmte Aussicht gestellt. Auch noch im Prozeß Bahr—Bukovics wurde dieser große Erfolg behauptet und allen besseren Belehrungen zum Trotz von Herrn Bukovics »mit erhöhter Stimme« in den Schwurgerichtssaal gerufen. Mitte Juni aber wird das Ensemble des Berliner »Deutschen Theaters« ins Carltheater ziehen, und Herr Bukovics bleibt schön daheim, obwohl er, wenn das Berliner Gastspiel nicht mehr gekostet hätte, als er im Prozeß — unter Verschweigung des Verlustes der Summe, die Herr v. Perger à fond perdu gegeben hatte — behauptete, sicherlich wieder nach Berlin ginge, weil er ja um diese Zeit auch in Wien mit Defizit spielt ...

\* \* \*

**S**ie sind wieder ganz unter sich. Sie fühlen sich ungestört. Und so gaben sie denn jüngst ihrem *Dr. Neuda* zu Ehren, der in einem reichbewegten Leben die Unschuld und den Ritter v. Ofenheim verteidigt hat und siebzig Jahre alt geworden ist, ein Korruptionsbankett zu zweihundert Gedecken. Ihre Presse brachte spaltenlange Berichte. Und da erfuhren wir denn, daß außer hundert Neudas, die alle mit Vor— und Zunamen aufgezählt wurden, mehrere Dutzend reklamebedürftiger Barreauadvokaten, ferner Herr Noske, Herr Moriz Szeps, als »Vertreter der Finanzwelt« die Herren Salo Cohn und Thalberg und als Vertreter der Literatur Herr Karczag anwesend waren. Den Vorsitz führte Herr Wilhelm Singer. Sie waren ganz unter sich. Nur zum Schlusse der althergebrachte Notzuchtsakt, der noch bei jedem rituellen Fest verübt ward: der Fremdling Girardi muß ein Bänkel von Julius Bauer singen. Vor dem Bankett war durch mehrere Tage Heerschau über die herbeiströmenden Gratulanten abgehalten worden. Unter den ersten hatte sich Herr Oberkommissar Stukart eingestellt. Die ernstesten Vertreter der Jurisprudenz und die hohen Gerichtsfunktionäre hatten in jenen Tagen wohl samt und sonders irgend eine Abhaltung; nicht einmal der Graf Lamezan, auf den man doch bestimmt rechnen durfte, hatte sich eingefunden. Dafür hatten allerdings Concordia und Loge alles, was praktibel und auf freiem Fuße ist, aufgeboten. Auch das Festessen, das der »humanitäre Geselligkeitsverein Zukunft« dem Jubilar zu Ehren gab, wurde uns in den Blättern ausführlich beschrieben. »Humanitärer Geselligkeitsverein« ist's im Lichte der Tagesblätter, aber im Schatten des Sachergartens war's eine Freimaurerloge, und in dem poetischen Zuruf an den Verteidiger Neuda klang besonders erquickend der Vers:

»Der sich vergangen hat, ist doch Dein Bruder —  
Ehr' Dich in ihm ... «

\* \* \*

Die 'Neue Freie Presse' war neulich von Herrn Dr. Lueger wegen Ehrenbeleidigung geklagt. Sie sollte für die Wiedergabe einer Rede bestraft werden, die Herr Dr. Vogler im Wahlkampfe gegen die christlichsoziale Partei gehalten hat: so forderte der Führer dieser Partei. Nun kann es freilich niemand Herrn Dr. Lueger verdenken, wenn er Beleidigungen gegen seine Partei auf sich beziehen will, und jedermann erkennt auch an, daß der Bürgermeister der Nächste dazu ist, namens seiner Partei auf Angriffe zu antworten. Aber in ihrem Namen zu klagen, ist er nicht berechtigt, und so durfte die 'Neue Freie Presse' eines Freispruchs sicher sein. Jedoch nicht bloß um des leichten und gewissen Erfolges willen konnte ihr der Prozeß erwünscht sein; es bot sich ihr die Gelegenheit, einmal so etwas wie ein Prinzip zu vertreten, jenes nämlich, daß die Freiheit der Presse als der Berichterstatteerin über Vorgänge im politischen Leben ausgedehnter sein muß als das kärgliche Maß von Freiheit der eigenen Meinung, das ihr in Österreich zugestanden ist. Aber die 'Neue Freie Presse' fochten solche Erwägungen nicht an. Ihr verantwortlicher Redakteur zog es vor, sich demütig der Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge schuldig zu bekennen. Da das Gericht in dem inkriminierten [inkriminierenden ?] Artikel keine Ehrenbeleidigung gegen Dr. Lueger fand, hat das Verschulden des Herrn Karl Felix Kohler zu keinen strafrechtlichen Konsequenzen geführt. Aber die Herausgeber der 'Neuen Freien Presse' werden doch wohl, so müßte ein Unbefangener meinen, den pflichtvergessenen Mann, der die Berichte aus einem mit Erbitterung geführten Wahlkampf nicht einmal durchliest, von seinem verantwortungsvollen Posten entfernen. Der Unbefangene, der so dächte, ist allerdings unserer Journalistik noch nicht hinter ihre Schliche gekommen. Er ahnt nicht, daß dieselben Zeitungen, die so oft das objektive Verfahren in Preßsachen bekämpft haben, es dadurch stabilisieren, daß sie das subjektive Verfahren illusorisch zu machen gewußt haben. Für Vergehen der österreichischen Tagesblätter ist einfach niemand verantwortlich. Deren sogenannte verantwortliche Redakteure können längst des Spitznamens der Sitzredakteure, der ihnen einst angehängt wurde, spotten: ihre wirkliche Aufgabe ist keine andere, als nötigenfalls einzugestehen, daß sie ihre angebliche Aufgabe nicht erfüllen. Und dieses Eingeständnis entspricht auch vollkommen der Wahrheit. Die Herren, die als verantwortliche Redakteure zeichnen, könnten ja höchstens zu ihrem Privatvergnügen die Blätter vor dem Erscheinen durchlesen. Etwas darin zu ändern, steht durchaus nicht in ihrer Macht. Kein Ressortchef würde in der von ihm geleiteten Rubrik einen Eingriff des Verantwortlichen dulden, der fast immer eines der untergeordnetsten Mitglieder der Zeitung ist. Wenn er nämlich überhaupt ein solches ist. In Zeitungen, die nicht über einen großen Redaktionsstab verfügen, findet sich oft kein Redakteur bereit, die Verantwortung gegenüber der Behörde zu übernehmen. Und namentlich, wo der verantwortliche Redakteur auch heute noch der Sitzredakteur ist, bei den Wochenblättern, bei denen ja die Ausrede, er habe nicht Zeit gehabt, das Blatt zu lesen, nicht recht glaubhaft erscheint, wird die vom Standpunkt des Gesetzes wichtigste Stellung einem Mann anvertraut, der keinerlei Einfluß auf die Richtung und den Ton der Artikel zu üben vermag. Gelegentlich des Prozesses, der gegen den Professor Masaryk wegen eines in der Wiener 'Zeit' veröffentlichten Artikels geführt wurde, sahen die treuesten Leser der 'Zeit' mit Erstaunen auch einen Herrn Bremer auf der Anklagebank Platz nehmen. Die wenigsten hatten wohl bemerkt, daß ein Herr dieses Namens seit Jahr und Tag als verantwortlicher Redakteur der 'Zeit' namhaft gemacht war. Daß der Leser, der den Umschlag der 'Zeit' nicht beachtet, in ihrem Inhalt nichts von dem Wirken des Herrn

Bremer spürte, ist nur natürlich: der Herr ist Setzer, und er kann nichts dagegen tun, wenn Redakteure, die Radikalismus posieren, ihn einmal zum Sitzler machen wollen. Immerhin hat Herr Bremer doch mit der Herstellung der 'Zeit' etwas zu tun. Die 'Wage' aber hat als verantwortlichen Redakteur einfach den alten Redaktionsdiener bestellt. Würde sie einmal geklagt, so müßte der Richter dem braven alten Mann wohl auf den ersten Blick ansehen, daß er ernstlich für nichts verantwortlich gemacht werden kann. Und doch müßte, anstatt daß der Herausgeber wegen Irreführung der Behörden durch falsche Angaben belangt wird, der Redaktionsdiener verurteilt werden. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben eines neuen Preßgesetzes sein, dem Unfug der unverantwortlichen Redakteure und der verantwortlichen Setzer und Diener ein Ende zu machen. Jeder ehrliche Publizist wünscht die Beseitigung des objektiven Verfahrens. Aber jeder weiß auch, daß sie nicht erfolgen kann, ehe nicht die Garantien dafür geschaffen werden, daß der Journalist für seine Artikel auch wirklich eintritt.

\* \* \*

**D**ie ältesten Leute können sich nicht erinnern, sich je so gut erinnert zu haben wie Herr Hofrat Staberl. Jugend ist sonst mit dem Gefühl beschwingter Leichtigkeit verbunden; aber angesichts jener Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen, die eine Uhl'sche Sonntagsplauderei bietet, lastet sie wie erdrückendes Schuldbewußtsein. Die Sicherheit, mit der hier der älteste und dümmste Gesellschaftsklatsch breitgetreten wird, hat etwas Imponierendes, und das ist es, was den Leser immer noch anzieht, wenn ihn das Gestammel der fortwährend durch Punkte unterbrochenen Sätze abstoßen möchte. Darauf darf Herr Hofrat Uhl seit Monaten allsonntäglich sündigen. Seine Erinnerung ist ein Paradies, aus dem die Abonnenten der 'Neuen Freien Presse' nicht vertrieben werden können.

\*

**I**n einer Sonntagsplauderei, in der er sein Gedächtnis nach Abbazia spazieren führte, stieß Staberl neulich den folgenden Jubelruf aus: »Schüler (der Generaldirektor der Südbahn) griff rasch zu, faßte Noës Hand und Feder und stellte ihn und sie in den Dienst der Südbahn. Frei sein und frei fahren und frei wohnen und was immer es noch gibt!« Das heutige journalistische Geschlecht, das höchstens frei fährt, mag vor Neid vergehen. Welch eine Fülle der Freiheiten, wenn ein Publizist sich »als a Ganzert in den Dienst der Südbahn stellt!

\* \* \*

## **Kirschblütenfest**

Verheißung

»Beim Kirschblütenfest wird auch Fräulein Hermine Sonnenthal, die Tochter des berühmten Tragöden, als Verkäuferin fungieren; sie wird im Hause Tokio Nr. 21 Kunstgegenstände feilhalten. Auch ein literarisches Erzeugnis aus ihrer Feder bringt sie zugunsten des wohltätigen Zwecks zum Verkauf; es ist ein 'Fräulein Pose' betiteltes Märchen, dessen Inhalt gerade jetzt sehr aktuell ist.«

»Die Fürstin Metternich hatte für Jedermann ein liebenswürdiges Lächeln. — — — Herr Edgar v. Spiegl stand ihr hilfreich zur Seite.«

Auf Leben und Tod

»Vor das Chrysanthemenzelt des Fräuleins Lola Beeth konnte man nur mit schwerster Mühe gelangen. Die Leute stießen hier förmlich einander, um ja nur rechtzeitig ein Autogramm der Künstlerin zu erhaschen. So flatterten gestern an tausend Lola—Beeth—Karten in die verschiedenen Stadtrichtungen.«

Utopisches aus der 'Neuen Freien Presse'

»Das Publikum, welches gestern die Rotunde füllte, gehörte vorzüglich der Bürger— und Arbeiterklasse an. Es waren zumeist Leute aus den Vorstädten Wiens. Man bemerkte Fürstin Auersperg, Fürstin Montenuovo, Gräfin Hardegg, Gräfin Kinsky, Gräfin Trauttmansdorff, Gräfin Larisch, Graf Kollowrat, Markgraf Pallavicini usw.«

\* \* \*

In einem Abreißkalender fand ich unter dem 14. Mai vorzeichnet: »1263 Dante geb.«

unter dem 15. Mai: »1862 Arthur Schnitzler geb.«  
Göttliche Komödie!

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

*Aktionär.* Der freche Ton, den Herr Taussig in der Generalversammlung der Nordwestbahn anschlug, ist eines der vielen Symptome dafür, daß die Börsenmächte in diesem Koerber'schen Österreich Oberwasser fühlen. Zum erstenmal war die Gelegenheit da, daß christlichsoziale Parteimänner den Kumulator so vieler das Wirtschaftsleben beherrschenden Ämter förmlich beim Bart packen konnten. Aber Herr Taussig fühlte sich nicht im mindesten eingeschüchtert. Freilich stand ihm auch in Herrn Dr. Eder ein treuer Bundesgenosse zur Seite, und von der 'Arbeiter—Zeitung' hatte er keine Störung seiner Kreise zu befürchten. Unseren Sozialdemokraten scheint ja die großkapitalistische Korruption noch immer ungefährlicher als die Herren Bielohlawek und Prochazka.

*Sozialpolitiker.* In der konstituierenden Versammlung der Österreichischen Gesellschaft für Arbeiterschutz soll sich Herr Professor Philippovich darüber beklagt haben, daß unsere Presse so wenig Soziales bringe. Herr Professor Philippovich hat vollkommen recht; aber er hat, jedenfalls aus Bescheidenheit zu erwähnen unterlassen, daß doch immerhin die 'Neue Freie Presse' im Economisten öfter Beiträge von Professor Philippovich bringt. Auch seine Forderung, daß die Behörden in Arbeiterfragen doch endlich auch das Votum der Arbeiter einholen sollen, ist berechtigt. Ob es aber als die geeignetste Lö-

sung der sozialen Frage erscheint, »Arbeiter zu Ministerialräten zu machen«, ist mindestens zweifelhaft. Richtiger wäre es schon, dahin zu wirken, daß die Ministerialräte endlich Arbeiter werden.

*Genosse.* Daß die 'Arbeiter—Zeitung' auf Seite 10 die Genossen vor der Firma Michelstädter, woselbst Streik herrsche, warnt und auf Seite 15 in großen Lettern und schwunghaften Worten ebendieselbe Firma als beste Einkaufsquelle für Schuhe preist, finde ich bei weitem nicht so bedenklich, wie wenn das Blatt unmittelbar nach Beendigung eines Streikes Inserate der Firma, bei der gestreikt wurde (z. B. Großbäckerei Milacek), aufnimmt.

*Stadtrat.* Die Regulierung vom Jahre 1898, die der Bürgermeister so sehr rühmt, könnte allerdings das Avancement der städtischen Beamten beschleunigen. Aber die Gemeinde läßt sie auf die Vorrückung in die freien Stellen fast ein Jahr lang warten und bringt durch solch lange Interkalarien den größten Teil des Mehraufwands herein, der mit der Gehaltsregulierung verbunden ist. Die sechs Stellen bei der Hauptkasse, die am 30. April besetzt wurden, waren ungefähr ein Jahr lang offen gewesen. Und gegenwärtig sind BEIM EXPEDIT ZWANZIG, BEIM KONSKRIPTIONSAMT ACHT, BEIM MARKTAMT ZEHN STELLEN größtenteils seit Jahresfrist, durchwegs aber länger als sechs Monate frei, ohne daß man daran dächte, Neubesetzungen vorzunehmen. Diese Interkalarien führen natürlich zur Überbürdung der Beamten, und der ohnehin schleppende Geschäftsgang des Wiener Magistrats scheint bisweilen einem förmlichen Geschäftsstillstand gewichen zu sein.

»*Ein im kaiserlichen Dienst ergrauter Beamter.*« Sie können vollkommen beruhigt sein. Ich glaube nicht, daß gegenwärtig »eine Anzahl österreichischer Journalisten ausgezeichnet werden soll«, und insbesondere nicht, daß dem gewissen Herrn Siegfried Löwy »ein hoher Titel zugebracht ist«. Das Ministerium Koerber ist zwar das richtige Kabinett der Druckerschwärze, aber weiter als bis zur Erhöhung des Herrn Sieghart wagt es nicht zu gehen. Herr Koerber läßt sich's an einer einmaligen vernehmlichen Warnung genügen und weiß ganz gut, daß es noch außerhalb der liberal deutschvolklichen Versippung interpellierende Abgeordnete gibt, die sich Herrn Siegfried Löwy als Regierungsrat nun einmal nicht vorstellen können. In Österreich, wo nichts unmöglich ist und niemand unmöglich gemacht werden kann, bieten allerdings fünf Monate — so lange, denk' ich, ist es her, daß Herr Löwy zum erstenmal begnadet werden sollte — reiche Möglichkeiten des Vergessens. Darum kommt Ihr Alarmruf immerhin nicht ungelegen. Man muß Herrn Koerbers Gedächtnis, das sich sonst immer nur an die jeweilig letzte Nummer der 'Fackel' erinnert, zuhilfe kommen. Unter dem bedauernden Hinweis auf ein solche (?) hat er neulich einen dalmatinischen Abgeordneten, der einen Orden für den Reklame—König heischte, auf bessere Zeiten vertröstet. Es würde sich wirklich empfehlen, jedesmal eine Liste der zur Beförderung oder Auszeichnung nicht geeigneten Persönlichkeiten zu veröffentlichen. Darunter würden sich gewiß auch mindestens fünf von den acht Advokaten befinden, die demnächst Regierungsräte werden sollen.

*Jurist.* Sie teilen mir den folgenden Dialog zwischen Ihnen und einem Gemütsmenschen mit: »Waren Sie auch bei der Hinrichtung des Wanyek?« »Oh nein! So was schau ich mir nicht an! (Nach einer Pause:) Aber lesen tu' ich's riesig gern. (Nach einer weiteren Pause, sentimental:) Ja früher, wie ich noch ein Bub war, da bin ich immer zur Spinnerin am Kreuz hinaus und hab' jedesmal zug'schaut, wie's einem das G'nack umdraht haben. Na, jetzt hat man ja die Zeitungen zu so was! ... «

*Universitätshörer.* Sie vermuten nicht mit Unrecht, daß die 'Neue Freie Presse' mit dem Professorenkollegium der juristischen Fakultät ein Überein-

kommen getroffen habe, wonach sich die Herren verpflichteten, nicht nur zeitweise für die schmutzigste Rubrik des Blattes Beiträge zu liefern, sondern auch sonst in tatkräftiger Weise für die 'Neue Freie Presse' Propaganda zu machen. Der Professor für römisches Recht, Herr Dr. W<sub>LASSAK</sub> z. B., der erst zwei Semester an unserer Universität wirkt, muß von dem Glauben an die hehren Ziele der 'Neuen Freien Presse' bereits so durchdrungen sein, daß er neulich nicht umhin konnte, in einem Vortrage über Obligationen das folgende Beispiel anzuführen: »Wenn ich ein Abonnement auf die 'Neue Freie Presse' eingehe, so kann ich natürlich nicht verlangen, daß mir der ganze Jahrgang auf einmal geliefert wird, sondern ich muß die ratenweise, das ist tägliche Lieferung abwarten.« Der begehrrliche Herr Professor W<sub>LASSAK</sub> fühlt nur, daß er an einem Morgenblatt noch nicht genug hat, aber er sieht wenigstens ein, daß er für einen Tag nicht mehr verlangen kann. Was soll man aber sagen, wenn die Professoren P<sub>FAFF</sub> und G<sub>RÜNHUT</sub>, während sie als Präsidenten der rechtshistorischen Staatsprüfungskommission am grünen Tisch sitzen, ihre Sehnsucht nach der horizontalen Dame aus der Fichtegasse nicht zurückdämmen können und ganz ruhig und unbekümmert die 'Neue Freie Presse' lesen? Sie fragen mit Recht, ob da nicht der arme Kandidat, dem vielleicht just auf seinen katholischen oder römischen Weisheitszahn gefühlt wird, die Besinnung verlieren und wirre Antworten geben muß. Auch der Umstand, daß Professoren zur Vorlesung mit der halbversteckten 'Neuen Freien Presse' in der Rocktasche kommen, muß auf die studierende Jugend, die in ihren Lehrern gerne mehr als die Agenten des Herrn Benedikt sehen möchte, deprimierend wirken. Daß dafür, wie Sie mir schließlich mitteilen, stets nach dem Erscheinen der 'Fackel' die Bänke in den Hörsälen »wie in Rot getaucht sind«, halte ich für eine müßige Genugtuung und jedenfalls für eine zwecklose Demonstration. Es gibt Universitätsprofessoren, die durch die rote Farbe erst recht gereizt werden ...

*Criminalist.* Daß Herr Stukart, der »Chef der Kriminalpolizei« mit den Inhabern zweier berüchtigter Privatdetektiv—Institute gemeinsam arbeitet und daß er einem von den beiden die »Entdeckung« der Fälscherbande in Mauer verdankt, für die er jetzt den Franz—Josefs—Orden bekommen soll, scheint mir nicht recht glaubhaft.

*Artifex.* Der Kirschblütenschmuck der 'Neuen Freien Presse' hat gelegentlich der Beschreibung des Kunstpavillons in der Rotunde mit unerschütterlichem Ernst zu berichten gewußt: »Viel besprochen wurde eine Skizzenreihe der Gräfin Christiane Thun zu den Fresken für das Gymnasium in Kagrán. Diese Skizze wurde um 4000 fl. verkauft.« Natürlich muß man hierbei nicht erst über die Frage nachdenken, oh Kagrán<sup>1</sup> überhaupt ein Gymnasium besitzt. Es handelt sich nämlich um eine Klimt—Parodie, die den Titel führt: »Skizzen zu den Fresken für das Staatsgymnasium in Kagrán.«

*Leser.* Die 'Neue Freie Presse' weiß die Wortkargheit der Belgrader Blätter anlässlich des unfreudigen Ereignisses zu erklären. Natürlich mutet sie der Belgrader Presse nicht etwa ein stärker ausgebildetes Taktgefühl zu, als es die Wiener Presse besitzt. Nein, Zurückhaltung wird hier auf äußere Einflüsse zurückgeführt: es habe der »ausgesprochene Wunsch von höherer Seite genügt, die Zeitungen ZUM SCHWEIGEN darüber ZU VERANLASSEN, was in Belgrad ohnehin JEDES KIND WISSE ODER DOCH WISSEN KÖNNTE«. Die 'Neue Freie Presse' verrät da ein Zunftgeheimnis. Aber in Wien kommt das gewiß nicht vor, daß man Zeitungen »zum Schweigen veranlassen« kann, nicht wahr? Und in Wien sind auch die Kinder lange nicht so aufgeklärt wie die Belgrader Kinder, die ganz gut wissen, daß es bei einer »grossesse imaginée« keine Störche gibt.

1 Ehemalige Gemeinde im 22. Bezirk

Bezüglich des Erscheinungstermines dieses und der nächsten Hefte weist der Herausgeber auf die zum Schlusse der Nr. 76 vorgebrachte Entschuldigung.

---

## **Druckfehlerberichtigung.**

In Nr. 76 lies auf S. 13, Zeile 19 von unten, statt: 25 / 1425, »näher bezeichnete« Ansichtspostkarten: 25/1, 425 »näher bezeichnete« Ansichtspostkarten; S. 22, Zeile 4 von unten, statt *beglückt* ...: *beglückt!*; S. 24, Zeile 9 von oben, statt *Person?*: *Person!*

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**  
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.